

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Fermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 16

Sonntag, den 21. März 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 14. März: Mathilde. Montag, 15. März: Longinus. Dienstag, 16. März: Geribert. Mittwoch, 17. März: Vatroil. Donnerstag, 18. März: Gabriel. Freitag, 19. März: Joseph. Samstag, 20. März: Eug. Wolf.

Vierter Fastensonntag

Evangelium des hl. Johannes 6, 1—15.

In jener Zeit fuhr Jesus über das Gassalische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas wenig bekommen. Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat; allein was ist das unter so viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brote, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übriggebliebenen Stücklein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücklein von den fünf Gerstenbrotten, welche denen, die gegessen hatten, übriggeblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll! Als aber Jesus erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermals auf den Berg, er allein.

*

Nicht wahr, wir wundern uns darüber, wenn wir in der biblischen Geschichte lesen, daß Esau seinem jüngeren Bruder Jakob die Erstgeburt, d. h. die bei den Juden sehr wichtigen Vorrechte und die Stellung des erstgeborenen Kindes, um eine gute Mahlzeit abtrat. Wer aber einmal am eigenen Leib gespürt hat, wie weh der Hunger tut, der findet es begreiflich, was neulich die Zeitungen berichtet haben, daß nämlich einige unserer Landleute, die in französischer Gefangenschaft gehalten wurden, von Hunger gepeinigt, sich überreden ließen, in die Fremdenlegion einzutreten, nur damit sie satt zu essen bekamen. Ja, der Hunger tut weh, Hunger leidende Menschen können keine Arbeit leisten und sind gegen Krankheiten und die Unbilden des Lebens nicht widerstandsfähig. Deshalb bringt das deutsche Volk zur Zeit so große Opfer, um die Gefahr des Hungers von Land und Leuten abzuwehren. Die Hauptnahrung des Leibes ist das Brot. Alles andere wird der Mensch überdrüssig, wenn's zu oft auf den Tisch kommt, nur das Brot nicht. Wer der Gesundheit gemäß leben will, hält sich an diese Weisung der Natur und läßt das Brot den Hauptbestandteil seiner Nahrung sein. Wer sich nur von Fleisch ernähren will, überhaupt wer übermäßig eine Speise bevorzugt und mehr nach seinem Gaumen fragt als nach seinem Magen, der wird krank, und wenn er davon nicht lassen will, führt diese Krankheit zum Tode. Der menschliche Magen, der ganze Mensch ist nun einmal auf das Brot eingestellt, und die Natur läßt sich nicht von ihren vom Schöpfer vorgezeichneten Wegen abbringen.

So steht's mit deinem Leib, und mit deiner Seele verhält es sich gerade so. Mit welcher Speise hält sich die Seele bei Nahrung? Was bewahrt sie vor dem Hungertode und macht sie frisch und gesund? Mit einem Worte, was ist die Nahrung deiner Seele? Die Antwort darauf weist du aus dem Katechismus. Es ist die hochheilige Eucharistie, das Sakrament im Tabernakel, das Wunderbrot an der Kommunionbank, am Tische des Herrn. Die hl. Kommunion ist die einzige Nahrung, die deine Seele am

besten verträgt, die sie nie überdrüssig wird, so oft sie auch davon kosten mag. Es ist ein Jammer anzusehen, wie viele Menschen ihre Seele hungern lassen nach diesem Brot, Jahre lang. Muß dabei die Seele nicht verkümmern, verdorren und vertrocknen, wie ein Kleeblatt, wenn's wochenlang nicht regnet und die Sonne unbarmherzig ihre Hitze auf die junge Saat schickt? Die heiligmachende Gnade — das ist nämlich das übernatürliche Leben der Seele — ist ein gar zartes, empfindsames Pflänzlein, das gewartet und behütet werden will, wie der schöne Blumenstod, den du da am Fenster stehen hast und den dir der Wetter aus dem Ausland mitgebracht hat. Raucher, scharfer Wind, Sonnenbrand und Dürre, gefährliche Raupen und Insekten können ihn unversehens zu Fall bringen. Kann nicht auch über Nacht das Leben deiner Seele, die heiligmachende Gnade, ausgelöscht werden, daß es dunkel wird in deiner Seele drin wie in der Kirche im Winter, wenn der Küster die Kerzen am Altar ausgelöscht hat? Es braucht nicht viel dazu. Eine schlecht bekämpfte Versuchung, eine nicht im Baum gehaltene Leidenschaft, ein sünderhafter Blick, ein gern gemachtes, aber unehrliches Geschäft, kann, ehe du dich versiehst, den Tod deines Seelenlebens herbeiführen. Nie und nimmer kann aber eine solche Katastrophe dich treffen, wenn du deine Seele zur rechten Zeit, das heißt oft, sättigst mit dem wunderbaren Himmelsbrot der hl. Kommunion, die dich stark und unüberwindlich macht gegen jeden noch so mächtigen Feind.

Andere wieder reichen ihrer Seele eine Kost, von der sie meinen, daß sie dabei bestehen könnte, die aber hintennach mehr Schaden als Nutzen stiftet. Sie handeln wie einer, der seine Rosen im Garten mit wohlriechendem Wasser oder mit Champagner begießen wollte. So kostbar auch diese Flüssigkeiten sind, zum Waschen der Rosen sind sie ungeeignet, ja sogar schädlich und verderblich. Ist mit der falschen Seelennahrung nicht auch so? Theater, Lektüre, Musik, Studium, Reisen und Ähnliches ist an und für sich schön und wertvoll, es aber als Nahrung der Seele aufzufassen und zu behandeln, ist töricht, gefährlich, und führt nach und nach den Tod der Seele, das Absterben der heiligmachenden Gnade, herbei.

Wenn doch unsere Katholiken die hl. Kommunion mehr schätzen lernen wollten! Der berühmte Kommunionerlaß des verstorbenen Papstes hat unter unseren Männern — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — noch wenig Beachtung gefunden. Viel verspreche ich mir aber von den Soldaten, die auf dem Schlachtfelde dem Tod ins Angesicht geschaut haben und nach dem Frieden in die Heimat zurückkehren. Zweierlei erhoffe ich von ihnen, im allgemeinen: das Aufgeben jeglicher Menschenfurcht bei Betätigung der katholischen Ueberzeugung, und im besonderen: die Liebe zum eucharistischen Gott in der hl. Kommunion. Denn das, was unsere Feldgeistlichen von den Weib- und Kommunionseiern berichten, ist über alle Maßen erfreulich und erhebend und eröffnet der Religion und damit unserem Vaterlande eine herrliche Aussicht.

Heute ist das Evangelium von der Speisung der 5000 Mann, und die Osterzeit, d. h. die Zeit zur Erfüllung der Osterpflicht, hat schon begonnen. Was liegt da näher, als auf die wunderbare Epeisung im Sakramente der hl. Kommunion hinzuweisen. Ihr Männer und Jünglinge, die das Vaterland nicht gerufen hat, wollt ihr weniger tapfer und mutig sein als eure Kameraden im Felde? Ihr wißt, wie sie trotz der furchtbaren Strapazen des Kriegslebens Ruhe u. Schlaf opfern, nur um den Priester zu treffen, der sie in den kalten, zugigen Scheunen, im nassen Schützengraben aufsucht, und ihnen das hochheilige Sakrament reicht. Nur ein kleiner Teil von jenem Geldentum eurer Brüder und Schwestern, und auch euch wird das Oster sakrament jene siegreiche Kraft, unüberwindliche Stärke und jene Seelengröße bringen, die wir an ihnen bewundern. Selben im Feld und Helben an der Kommunionbank, eine solche Männerwelt ist der Stolz und die Hoffnung von Kirche und Vaterland.

Bpa.

Unser tägliches Brot gib uns heute . . .

In Kriegesorgen, in des Daseins Not
Klingt heut hinein vertrauensfrohe Weise:
Es gibt ein wenig Fisch und Gerstenbrot,
Durch Gottes Lieb und Macht so reichlich Speise

*

O Gott und Vater! Da die deutsche Hand,
Auf dich vertrauend, alle Feinde schlägt,
Sei du in Guld ein Vater unserm Land,
In dem zu goldner Frucht der Reim sich regt!

Was, deines Segens voll, zum Licht sich reißt,
In grüner Fülle schon die Furchen deckt,
Dem gib auch fürder Regen, Sonnenschein
Zu hoffnungsvollem, reisendem Gedeih'n;
Und was der Landmann jetzt in regem Mühen
Der Scholle anvertraut, gib froh Erblühen,
Daß es ersteh' und wachse gleich der Saat,
Die leis, zum Schutze nur, der Winter trat. —
Und kommt der Tag . . . Gebiete deinen Wetter,
Daß sie nicht Saat und Ernte uns zerschmettern!
Das Brot nicht nehmen all den Kleinen,
Die nächstens um den toten Vater weinen;
Den Armen nicht, die doppelt schwer nun tragen,
Den Helden nicht, die sich fürs Höchste schlagen,
Dem Volke nicht, das dir vertraut die Not:
„Herr, gib uns heute unser täglich Brot!“

*

Dann gib, o Gott, daß unser Erntedank
Einst laut zusammen mit des Sieges Sang
Dir jubelnd Dank, anbetend Ehre bringt —
Das gab ein Lied, wie es nur einmal klingt:
Wenn, was ein großes Volk im Herzen trägt,
Wie Meeresbrandung hoch zum Himmel schlägt —
„Dank für der heim'schen Fluren treue Wacht,
Dank für den Sieg in blut'ger Riesenschlacht!“

P. B., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des vierten
Fastensonntages.

Wie in die traulich ernste Fastenzeit der Sonntag Gaudete verhaltenen Freude, gedämpftes Licht hineinträgt, so in die schmerzliche ernste Fastenzeit der Sonntag Vātare. Aber wie der Ernst der Fastenzeit sich in tiefere Farben kleidet als der der Adventszeit — denn des Heilands Qual und des Menschen Schuld stehen immerdar im Vordergrund dieser Bußwochen, so ist der Jubel, der diese düsteren Tage unterbricht, ungleich lauter und ungleich tiefer gegründet als das Frohlocken des Gaudetesonnitags. Hinter diesem leuchtet das milde und freundliche Licht der Weih-nacht; hinter dem Vātaresonntag strahlt aber die volle, glühende Osterform. Ja, Ostern, das Fest des vollendeten glorreichen Kampfes, das Fest des Sieges wirft auf diesen Sonntag seinen nahenden Glanz, die ersten Töne des herandräusenden Vitoriasingens. Die Wechselgesänge der Messe klingen wieder vom Jubel der Menschheit, die die nahende Erlösung fühlt. Die Gefühle aller Gerechten des alten Bundes finden in ihnen Ausdruck; doch zutreffender passen die Gesänge auf die Freude, die jeden Christen erfasst im Angesichte des apostolischen Trostwortes: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern streben nach einer zukünftigen“ (Hebr. 13, 14) — dem ewigen, unendlich schönen Himmel. In dieser Auffassung verstehen wir die Jubelgesänge des heutigen Sonntags.

Der Introitus ruft uns zu: „Frohlocke, Jerusalem, und versammelt euch alle, die ihr es liebt; seid mit ihm fröhlich in Freuden alle, die ihr in Trauer waret; damit ihr aufruhet und satt werdet von den Gaben seines Trostes. — Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn! Ehre sei dem Vater usw.“ — Es ist gerade, als ob der Engel zu den Vätern der Vorhölle hinabgestiegen mit dem Jubelruf: „Jerusalem, du Versammlung aller Gottauferwählten, freue dich; alle, die ihr zu ihm gehört und bis jetzt in Trauer gewesen seid, frohlocket, ihr sollt gesättigt werden vom Ueberfluß des Herrn, der bald eure Erlösung vollendet.“ Die Gerechten verstehen diese freudige Mär, sie rufen: „Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn!“

In noch treffenderem Sinne geht diese Verkündigung an die Kirche Gottes, das neue Jerusalem in irdischer Gestalt; das dann einst übergeht in die Gestalt des himmlischen Jerusalems. Es soll sich freuen und mit ihm alle seine Kinder, besonders die, die in Trauer über ihres Gottes Weh und über eigene Sündhaftigkeit ihr Herz zerreißen. Ihre Trauer soll übergehen in Freude, die hier einer siebenfachen Quelle entspringt; die nur in der wahren Kirche sprudelt, die im Jenseits aber hervorraucht aus der Anschauung dessen, der die ewigste und ewige Freude ist. Wenn der Christ hier schon frohlockt, wenn ihm gesagt wird: „Lasset uns gehen zum Hause des Herrn!“ — wie wird dann dieser Jubel sein Herz überströmen, wenn nach des Lebens hartem Gange die Ein-ladung zum Eintritt in das eigentliche Haus Gottes an ihn ergel-t!

Diesen überaus tröstlichen Gedanken nimmt das Graduale wieder auf: „Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn. Es werde Friede in deiner Kraft und Ueberfluß in deinen Tümen!“ — Erweitert wird der Schluß-gedanke des Introitus durch den zweiten Teil des Graduale; hier wird der Wunsch ausgedrückt, daß Friede, Glück und überfließendes Wohlergehen über die zahlreichen Bewohner des neuen Jerusalems komme. Je reicher es an diesen beseligenden Gütern ist, desto freudiger wird der Eintritt in sein Haus, sein Reich sein!

Damit der Friede dessen, der im Hause des Herrn wohnt, nicht getrübt werde durch den Ausblick in die dunkle Zukunft, durch den Anblick zahlreicher Feinde, macht der Tractus auf eine der tröstlichsten Wahrheiten aufmerksam, wenn er uns zu-ruft: „Die auf den Herrn vertrauen, sind wie der Berg Zion; es wanket nicht in Ewigkeit, der wohnet zu Jerusalem. Rings

herum sind die Berge, und der Herr ist rings um sein Volk, nun an bis in Ewigkeit!“ — Wie die Berge sich rings um das irdische Jerusalem lagerten, ihm Schutz und Festigkeit gaben, so hat auch das neue geistige Jerusalem seine mächtige Schutz-wehr, die in Ewigkeit feststeht, denn sie ist Gott selbst, an dessen grenzenloser Macht jeder Feind zerschellt, dessen treue und all-wissende Vater Sorge jede Gefahr sieht und abwendet — beides: Liebe und Macht sind unendlich, und wer auf sie vertraut, wanket nicht in Ewigkeit.

Während Graduale und Tractus vor allem den Gläubigen des neuen Bundes gelten, lenkt das Offertorium wieder unsere Blicke auf die harrenden Väter der Vorzeit. „Lobet den Herrn, denn gut ist der Herr; lobsinget seinem Namen, denn es ist lieblich; Alles, was er will, macht der Herr im Himmel und auf Erden.“ Der Gott des alten Bundes war ein Gott der Strenge und des Fiebers; es naht nun aber die Stunde, wo er auch Adam und seinen Söhnen vor der Aufrichtung des neuen Gottesreiches, der Allbarmerzige sein will. Die Sünde ist gang von ihnen genommen, bald können sie mit der Kirche jubeln: „O glückliche Schuld, die uns so einen herrlichen und großen Erlöser verdient hat!“ Was er versprochen im Paradiese, was er wollte, hat er gemacht und vollbracht in überreicher Erlösung.

Uns sagt das Offertorium: „Gott macht alles, was er will, und er will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe; er will die größtmögliche Befestigung seiner Kinder, er ist gut und lieblich, und nichts ist ihm unmöglich — wieviel Trost birgt dieser Gedanke für jeden Gläubigen, für für den Gerechten und den Sünder!“

Es lindert den Schmerz, wenn ich Genossen des Schmerzes habe; es mehrt aber auch die Freude, wenn andere daran teil-nehmen: geteilte Freude, doppelte Freude! Wenn der Katholik sieht, wie die Völker der Erde sich dem Heile zuwenden, wenn er wahrnimmt, wie gerade in dieser ersten Bußzeit viele den Weg zu Gott und der Kirche zurückfinden, dann kann er seiner Freude nicht mehr Einhalt gebieten, er muß jubeln über die Herrlichkeit seiner Kirche, deren köstlichste Gabe er eben in der hl. Kommunion empfangen, über das Völkerfluten zum Berge des neuen Jerusalems. Er tue es mit den Worten des heutigen Kom-munion-verseß: „Jerusalem ist gebaut wie eine Stadt und ist zur Gemeinschaft zusammengefügt. Da wallen die Stämme hinauf, die Stämme des Herrn, um deinen Namen zu loben, o Herr!“

Noch ungleich herrlicher wird noch der Einzug ins ewige Jerusalem sein — einst am Ende der Tage! Bete, daß du dabei bist, und freue dich schon jetzt im Gedanken an diese glückliche Stunde — immer, aber wenn Weh und Schmerz dich heimsuchen, am meisten.

P. B., O. F. M.

Der hl. Heribert — ein treuer Diener trotz bösen Argwohns

(16. März.)

Die Liebe denkt nichts Arges. (1. Kor. 13, 5.)

Es muß fürs christlich deutsche Gemüt erhebend sein, wenn es sieht, wie auch viele seiner Volksgenossen unter denen strahlen, die der Glanz der Altäre umgibt. Diese heiligen Volksgenossen sind Söhne unseres Stammes, sie wandelten dieselben Pfade, die wir gehen; sie besuchten dieselben Gotteshäuser, in denen wir knien; sie ruhen in derselben Erde, die auch uns einst aufnehmen soll. Darum sollen in diesen Blättern auch öfter Bilder deutscher Heiligen geboten werden. St. Heribert von Köln, ein Kind sonniger Rheinwälder, ist einer dieser hl. Volksgenossen, die groß und rein und ermunternd vor uns stehen.

Dieser Heilige der erlauchten Kölner Kirche stammt aus Worms. Seine Eltern waren vornehm und reich. In der dortigen Tomschule begann er seine Studien, die er im Kloster Gorze bei Metz vollendete. Hier hatte er von gelehrten Männern des Wissens Schatz erhalten; er war aber auch von dem vorbild-lichen Leben frommer Klosterbrüder so eingenommen, daß er bei ihnen einzutreten gedachte. Doch der Befehl des Vaters rief ihn nach Worms zurück. Bischof Hildebold (979—998), mit dem Heribert nun in Berührung kam, erkannte bald den Wert des jungen Mannes; er erhob ihn zur ersten Würde in seinem Dom-kapitel; er sollte auch Nachfolger im Bistum werden. Da berief Kaiser Otto III. Heribert zu seinem ersten Kanzler. Bevor er dies Amt antrat; ließ er sich zum Priester weihen, um so für das verantwortungsvolle Amt begnadet und gerüstet zu sein, um dadurch aber auch gewissermaßen gezwungen zu sein, in der Erledigung der Regierungsgeschäfte die Gebote Gottes sich zur Richtschnur zu nehmen. Das angebotene Bistum Würzburg schlug er 996 aus, da er unterdessen erkannte, daß dem Kaiser ein ehrlicher und treuer Berater zur Seite sein müsse, der auch dann die Wahrheit sage, wenn sie weh tun könne; und ein solcher Berater war Heribert und wollte er sein. Der Kaiser, ein den höchsten Idealen zugewandter Fürst, war in seinen Entschlüssen zu un-gestüm; Heribert, ein ruhig abwägender, kühler Charakter, war daher an des Kaisers Seite der rechte Mann. Er besaß des Kaisers Vertrauen im vollsten Sinne des Wortes; er sah dies, dankte Gott dafür, fühlte sich aber deshalb auch zu treuestem und gewissenhaf-tem Dienste verpflichtet. Die Völker beglücken, sie leiblich und geistig fördern — hin zu des Menschen letzten und wahrsten Ziele: das war sein Streben immerdar.

Als 998 Bischof Everger von Köln gestorben war, konnte Kierus und Bolf sich nicht auf einen Mann einigen. Der vom Kierus gewählte Brooft Bezein lenkte in ehler Uneigennützigkeit die Augen aller auf des Kaisers Kanzler, und Heribert wurde nun einstimmig gewählt. Als der Kaiser um die Bestätigung angewungen wurde, gab er sie mit Freuden, hoffte er doch, daß sein treuer Rat als Deutschlands erster Kirchenfürst noch mehr der Religion und dem Staate dienen könne. Er teilte dem Erwählten, der damals gerade in Ravenna war, das Ereignis selbst mit durch die wenigen Worte: „Otto, Kaiser von Gottes Gnaden, anbietet dem Erzbischof Heribert Gnade, Köln und eine Alle Tsch zum Patriarch (Abzeichen der erzbischöflichen Würde).“ Das vom Papste Silvester II. empfangene Pallium sandte er nach Köln voraus, zog dann als armer Pilger, in einfachen Linnen-gewande in seine Kirche ein. In der hl. Nacht empfing er die bischöfliche Weihe. Seinem Volke war er in Wirklichkeit der gute Hirt. Er durchreiste den ganzen Sprengel, um die geistigen und leiblichen Nöte des Volkes kennen zu lernen, um zu helfen, wo es nötig war. Als eine furchtbare Hungersnot das Kölner Land heimsuchte, war er so wohlthätig, daß von allen Seiten die Armen nach Köln eilten. Heribert nahm sie auf, so gut es ging; alle Armen- und Krankenhäuser waren mit Elenden überfüllt. Der Erzbischof diente ihnen hier mit unermüdlichem Eifer; die niedrigsten Dienste versah er selbst. Dann sandte er noch Kleriker ins weite Land hinaus, um denen zu helfen, die nicht nach Köln kommen wollten oder konnten. Die Herde des Hauses Gottes liebte er über alles. Die Deuter Abtei entstand gerade in den Jahren seiner Rot: Gott und der Dienst der Seelen ging dem Heiligen über alles. Doch auch seinem Kaiser blieb er treu und zugetan. Als Otto von neuem zu wichtigen Unternehmungen nach Italien zog, ging Heribert mit. Der Tod zerriß allerdings mit harter Hand die schönen Pläne des hochgemuten Fürsten; in des heiligen Freundes Armen verschied er 1002. Zu Ottos Nachfolger war der Bayernherzog Heinrich gewählt, der Heilige genannt.

In großer Reinheit, Mildtätigkeit und vorbildlicher Hirtensorgfalte stand Heribert vor den Völkern. Dabei ein Staatsmann, der auf schlüpfrigen Pfaden nie ausglitt. Trohdem hatte auch er Feinde. Diese fanden beim neuen Kaiser Gehör. Heribert wußte dies, und blieb auch unter solchen Umständen seinem Fürsten ein treuer Diener, wenn er gerufen wurde. Als Heinrich bei der Königskrönung in der lombardischen Hauptstadt Mailand durch einen Ausfall in die größte Not kam, rettete Heribert den Kaiser und gab den Rat, der allein damals helfen konnte. Er hatte da eine Bittgabe an seinem Fürsten bewiesen, als ob er dessen ganzes Vertrauen besäße. Doch in des Kaisers Brust schwieg noch immer nicht die Stimme des Argwohn. Einst rief er den Heiligen ins kaiserliche Heerlager; dieser sandte seine Mannen, entschuldigte sich selbst aber mit Krankheit. Da zog Heinrich erregt nach Köln, fand den Heiligen wirklich krank, lernte den ganzen Großmut des Bischofs kennen und bat ihn unter heißen Tränen um Verzeihung. Von da ab genoß der Hirt der Kölner Kirche des Kaisers vollstes Vertrauen.

Bald fühlte Heribert den Tod nahen. Er wollte noch einmal seinen Sprengel bereisen, um als echter Hirt bei der Arbeit zu sterben. Er kam nur bis Reuß. Von der Todeskrankheit gepackt, ließ er sich nach Köln zurückbringen, wo er mit einem ergreifenden Beben, in dem er sich und seine Herde noch einmal ganz Gott anheimgab, von hinnen schied; man schrieb den 17. März 1021. In der von ihm gegründeten Deuter Abteikirche harret er der Auferstehung entgegen.

Bekämpfe du, lieber Leser, wie der hl. Geribert den Argwohn durch Treue und Wohltun! Wenn das viele täten, dann gäbe es mehr frohe Herzen und mehr ersprießliche Arbeit.

Die kalte Hand des Argwohns fährt zerstörend, wie der erste Nachtfrost, über die Blätter und zarten Blüten des Herzens. Was er zerknickte, hebt sich nie in seinem völligen Farbenschmelz wieder empor.

(Karoline von Wolzogen.)
P. B., O. F. M.

Ausmarsch!

Heut zieh'n sie wieder fort. — Dort stehen sie
In dem Kasernenhof in Reih und Glied.
Redt blüht das Auge auf den Hauptmann hin,
Der nun mit wucht'gen Worten sie ermahnt,
Im Kampf fürs Vaterland ihr Blut zu opfern. —
Da wird es manchem eng ums tapfere Herz.
Er möchte jetzt gleich um sich schlagen.
Nur drauf! auf all die Mörderbanden! Hieb auf Hieb!
Franzosen, Britten, Belgier, Sengalesen! —
Und fester packt er das Gewehr und wirft den Kopf zurück,
Und donnernd schallts aus seiner Kehle dreifach: „Hurra!
„Dem Kaiser, meinem gnäd'gen Landsherrn, Heil und Sieg!“
— — — — —
Und nun ein letzter Blick aufs alte Haus,
Wo er so oft mit müdem Schritt vom Dienst
Sich auf sein hartes Lager ausgestreckt, — und noch ein Blick
Auf jene grüne Wiese, wo er das gelernt,
Was nun zum hüt'ren Ernste werden sollt', —
Dann öffnet sich das Tor! Hinaus, hinaus!
Es klingen die Trompeten! — — — Doch es harret
Vorm Tore eine hundertköp'ge Menge. — —
Die Mütter sind's die Frauen und die Bräute,
Die ihrem Liebsten, den sie haben auf der Welt
Zum Abschied noch einmal die Hände drücken wollen. —
Kein Weinen und kein Jammern, stumm und bleich,
Ja, selbst ein Lächeln auf den Lippen zieh'n sie mit
Und suchen tapfer gleichen Schritt zu halten.
Nur nicht erliegen jenem Schmerz im Innern,
Der wild sich aufbäumt bei dem letzten Kuß! —
Trübt nicht die große Stunde unsern Helden!
Laßt froh sie ziehen in den heil'gen Krieg! —
So denken deutsche Frauen! — So das Volk!
Es jubelt, wenn die Söhne in die Feldschlacht zieh'n.
Mit Blumen ist Gewehr und Brust geschmückt
Und alte Lieder hört man froh erschallen!
Ein Festzug braust daher, — kein Trauerzug,
Bis noch mit letztem donnerndem Hurra,
Der Zug sie uns entführt, — vielleicht auf Nimmersehen — —!
Dann erst löst sich der Schmerz. Mit wildem Schluchzen
Sucht die Natur ihr Recht. Bis sanfte Tränen
Allmählich Ruhe schaffen dem gequälten Herz. —
Das ist der Krieg! — Doch Heil dem deutschen Lande
Wo Frauen gleich den Männern tapfer sind! —
Ein solches Volk, wer wollte das best'gen?
Laßt kommen, wer da will! Behn gegen Fin'!
Wir fürchten Nichts —!
Fest steht die Wacht am Rhein! —
Wiesbaden, 1915.

M. Tiller.

Der Müller von St. Amand

23. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815.

— Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Erschrocken über den wilden Ausbruch seines Gefühls wich Jeanne einen Schritt zurück. „Was kann der Heinz dafür, daß —“

„Er trägt seines Vaters Bülge. Ein Lichtweh'r ist er, und der Name sei verflucht, — denn er hat mich —“ Betroffen von den eigenen Worten hielt er inne. Fast hätte er zu viel, — auch das Letzte gesagt, — und sie waren nicht mehr allein.

Ein dämmernder Lichtschein drang in den dunklen Keller. Durch die geöffnete Tür traten in gebückter Haltung und ängstlich sich umsehend der Verwalter, die Krämersleute und die alte Cordelia.

„Gott sei Dank, daß wir da sind“, atmete der Verwalter Meffier auf. „Fast wären wir nicht mehr mit heiler Haut heruntergekommen.“

„Die ganze Zeit über haben wir auf dem Boden gelegen,“ erzählte der Krämer, „und wagten nicht aufzustehen.“

„Immer sind die Kugeln durch die zerschossenen Fenster über uns hingeflogen“, setzte sein Weib hinzu, das an allen Gliedern zitterte. „Aber, wo ist denn die Rannette?“ blickte sie plötzlich erschrocken umher.

„Sie muß noch in der hinteren Stube sein.“

„Um Gotteswillen — ich hole sie —“

Der Verwalter hielt Herron mit Gewalt zurück. „Nicht jetzt, es wäre ihr sicherer Tod. Und hinten im Hause ist das Mädchen am besten aufgehoben.“

„Gott schütze sie“, flüchte Cordelia und bekreuzigte sich, — „wie in der Hölle geht's da draußen zu.“

Die Alte hatte nicht übertrieben, denn mit schäumender

Bernichtungswut brandeten die blutigen Wogen der Schlacht an die Mauern von La Saie Sainte, und das grimmige Morden schien eben jetzt seinen Höhepunkt zu erreichen.

Die ganze Brigade Quiot hatte das Gehöft eingeschlossen, und unter wirbelnden Trommeln, die Offiziere mit gezückten Degen an der Spitze, erfolgte Sturmangriff auf Sturmangriff. Aber jeden schlug die schon arg zusammengeschmolzene Besatzung ab, bis der Fürst von der Moskawa sich selbst an die Spitze seiner Soldaten stellte.

Noch trogte das verrammelte Tor, vor dem sich ein Haß von Leichen aufstürmte, und den waderen Blauen der deutschen Legion zur Verteidigung diente, den wütenden Angriffen, aber ein schlimmerer Feind als draußen, ging innen um.

Ein hannoverscher Jäger trat zögernd an den Major heran. „Es sind nur noch vier Patronen für den Mann vorhanden.“

Vor den französischen Reihen schlugen die Tambours den Sturmangriff. Die Tapferen fühlten, daß es nur noch um das nackte Leben zu kämpfen galt.

Baring überblickte die Schar seiner Getreuen. Vierhundert hatte er gehabt, kaum 40 standen noch aufrecht. Und in gleichen Augenblick dröhnte in die finstere Stille der Entschlossenheit, die ihn umgab, der dumpfe Knall des letzten Pulverwagens, dessen Explosion die Mauern des Gehöfts erschütterte.

Kolben und Aerte wüteten gegen das Tor, und wo eine Büchse sich aus den Schießscharten streckte, griffen die Stürmenden in ihrer Wut mit den Händen danach und suchten sie den Verteidigern zu entwenden.

Der heldenmütige Major sah, daß es zu Ende war; der Uebermacht, die jetzt gegen ihn herantobte, konnte er nicht mehr Stand halten, und von der englischen Stellung hinter ihm kam weder Munition noch Unterstützung, so oft er auch darum gebeten. Nur eines blieb noch. Mit blanker Waffe sich durch den Feind schlagen, um die Kameraden zu erreichen.

„Aufgeschlossen!“ kommandierte er. „Zum Ausfall durch den Gemüsegarten. Eine plötzliche Ueberraschung des Feindes ist unsere letzte Rettung.“

Ein Einziger vermochte dem Befehle nicht zu folgen. Als Corporal Lichtwehr, der seine letzte Patrone längst verschossen hatte, auf das Signal zum Sammeln von seinem Posten hinabzueilte, zerplitterte eine Kanonenkugel mit furchtbarem Krachen die Treppe unter seinen Füßen. Schon durch die Explosion des Pulverlärrens erschüttert, stürzten Teile der Mauer dem Holzwerk nach, der Boden klappte auf, und während sich drunten ein Chaos von Trümmern häufte, hing der an einem Dachkalken sich Klammernde fast in der Luft.

Der Ausfall der kleinen Heldenschar ging in den Tod. Es war ein Spießrutenlaufen durch die dichten Gassen des Feindes, der Mann für Mann erschlug. Nur Major Baring gelang es, mit wenigen Begleitern sich in den Hohlweg hinter dem Backhof zu werfen und zu den Seinen zu entkommen.

Neh hielt sich mit dem eroberten La Hâte Sainte nicht auf. Nur eine kleine Mannschaft warf er hinein, mit den übrigen Truppen drang er, berauscht vom endlichen Erfolge, sogleich über die Meierei hinaus vor.

Der Prinz von Oranien sprengte an die bedrohte Stelle. „Der Feind darf nicht über den Hohlweg. Sie müssen ihn zurückwerfen, Oberst.“

Freiherr von Ompteda stupte. „Mit zwei Bataillonen, — unmöglich.“

„Es muß gehen. Entfalten Sie Ihre Karrees in Linie.“ Stumm salutierend gehorchte der Oberst dem Befehl, der ihn in den sicheren Tod schickte.

„Bataillon, — vorwärts marsch!“

Nur für einen Augenblick brachte der unerwartete Anprall die Franzosen ins Schwanken. Dann schloß ihre Sturmflut sich zusammen und brauste, alles verschlingend, über die Trümmer der Hannoveraner hinweg.

Oberst von Ompteda fiel, seine ganze Mannschaft ward aufgerieben, und wie ein ungeheurer Sturmbock stießen die Kolonnen Neh's über den Hohlweg vor.

„Geladen! — Stoßt ein! — Zielen! — Feuer!“

Die lange Reihe der englischen Kanoniere, wie Puppen an einen Draht gereiht, beugte sich nieder. Es war eine einzige mechanische Bewegung, mit der sie die Patronen aufnahmen und einsetzten, die brennenden Buntten hoben. Dann brüllten die Geschütze los, und Freund wie Feind verschwanden in dichten Wolken erstickenden Qualms.

Als der Pulverrauch sich verzog, flatterten die weißen Seidenbanner Albions siegreich über den fluchtartig zurückweichenden Adlern Neh's.

Napoleon suchte auf, als er die unerwartete Wendung sah. „Diese fürchterlichen Geschütze müssen zum Schweigen gebracht werden. Milhaud, — jetzt beginnt Ihre Arbeit. Es handelt sich um das Schicksal Frankreichs. Eine Massenattacke der Kavallerie muß unserem Fußvolk Luft machen.“

Der Führer der Kürassiere jagte davon. Vor der Front seiner Reiter wiederholte er ihnen die Worte des Kaisers, und ein brausendes „Vive l'Empereur!“ scholl aus den Gliedern der altbewährten Regimenter. Längs des Abhanges entfalteten sich ihre schimmernden Reihen, das immer noch verzweifelt fechtende Fußvolk Neh's mit neuem Vertrauen erfüllend.

Noch einmal wandte der Kaiser sich um:

„Drouot, arrangieren Sie mir ein Bouquet aus allen Stüben.“

Der Gardegeneral tat seine Schuldigkeit, um das Anreiten Milhauds einzuleiten. Ein Feuerregen fiel auf die Engländer, die ganze Halde schien plötzlich in Flammen zu stehen, und heulend strich der Eisenhagel über die Hochebene von Mont St. Jean.

Der eiserne Herzog setzte sich fester auf seinem Pferde zu recht, als er die drohenden Vorbereitungen sah. Wieder zog er die Uhr. „Ich wollte, es wäre Nacht, — oder die Preußen kämen. Glauben Sie nicht, wir könnten Verstärkungen vom linken Flügel heranziehen. Delauch? Ich fürchte, wir werden jeden Mann hier brauchen.“

Aber sein Stabschef antwortete nicht. Wellington vernahm nur ein dumpfes Geräusch an seiner Seite, und als er das Fernglas absetzte, sah er nur noch eine blutige Masse am Boden zu den. Eine Kanonenkugel hatte Reiter und Roß zu einem Brei zerhackt.

Da setzte der Herzog sein Pferd in Trab, um die Reihen seiner schon stark gelichteten Truppen entlang zu reiten. Die Hochländer mit ihren nackten Knien, den bunten, weißerodartigen Dosen, die alle Farben ihrer alten Clane zeigten, standen noch unerschüttert, und hinter ihnen schnarrte der Dubessack seine träumerischen Weisen.

„Soldaten“, redete er sie an. „Die Entscheidung bereitet sich vor. Das Geschick Europas hängt an dieser Stunde. England steht auf euch.“

„Es soll mit uns zufrieden sein“, klang es ihm entschlossen entgegen.

Aber je weiter er kam, desto höher lagen die Leichenberge gesichtet, desto dünner wurden die Glieder der Lebenden. Und der kalte Rechenmeister begann zu überschlagen. Wer würde brauchen, — Blücher, bis er auf dem Schlachtfeld eintraf, oder der Tod, bis er die letzten hinweggejagt hatte?

Raum hatten Wellingtons Truppen ihre waffenstarrten Bierecke formiert, so brach auch schon der Sturm der kaiserlichen Eisenreiter los.

Schmetternde Trompeten bliesen zur Attacke, die Erde bröhlte von schlagenden Hufen, in tausend blanken Mänteln brach sich Spiegelnd das Licht, und das wallende Meer der roten Rösschweife ließ den ganzen Talgrund wie eine einzige Blutwoge aufschäumen. Feuer loderte von Helmen und Harnischen, und wie Flammen suchte dazwischen der blinkende Stahl der langen Ballasche.

Mit Bindeseile rasselten sie herauf, und als die ersten Geschwader am Rande der Hochebene erschienen, verkrüppelten künstlich Drouots Batterien. Nur das Kleingewehrfeuer von Erlons und Neh's Sturmtruppen rollt ein eintönigem Geknatter fort.

Die Geschütze der Engländer aber schwiegen gezwungen. Alle am Dange postierten Batterien waren im ersten Anlauf überritten, und schon wälzten die blinkenden Harnischreihen sich gegen die Bierecke des Fußvolks heran, in die sich die flüchtenden Kanoniere retteten.

Mit Gedankenschnelle schlossen die Reihen der Bierecke sich wieder, die vorderen Glieder knieten zu Boden, und gleich Palfaden starrte den Reitern ein Wald von Bajonetten entgegen. Ueber die Knien hinweg aber strömte in frachenden Wolkenbrüchen der bleierne Regen der Schützen und schlug prasselnd auf die Messingharnische nieder.

Die Eisenwände brachen zusammen, Geschrei und Stöhnen mischte sich mit dem Getöse zur Erde wachsender Rüstungen, Stahl klirrte an Stahl, aber alle Bravour war umsonst. Verschellt an den Klippen dieser unerschütterlichen Bataillone, mußten Milhauds Geschwader über den Abhang zurück.

Starren Blickes sah Renaud Villain auf die reiterlos, mit gesträubter Mähne dahingaloppierenden Pferde, die Berge von Leichen, die wie Inseln aus der blutigen Wühlstatt ragten, die Schwerverwundeten, die mühsam über den klebrigen Boden krochen, die Sterbenden, die sich in letzten Zuckungen unter den Hufen wälzten.

Das war die verlorene Schlacht.

„Es handelt sich um das Schicksal Frankreichs“, hallten immerfort die Worte des Kaisers in seinen Ohren wider. Und trug nicht auch er die Schuld, daß es so weit gekommen, daß man nicht längst in Brüssel stand, statt sich an diesen englischen Mauern die Schadel einzurennen. Die Hoffnung, noch leben zu dürfen, noch glücklich zu werden, war verwirrt. Ein Letztes nur blieb: Das Schicksal Frankreichs zu teilen und zu sterben für den Kaiser.

Von der herantobenden leichten Gardereiterei aufgenommen, sammelten sich Milhauds geworfene Regimenter wieder, und noch einmal ging es vorwärts auf die todspeienden Bierecke.

Wie von einem Traume befangen; ritt Renaud dahin, der Kameraden nicht achtend, die neben ihm zur Erde glitten. Instinktiv riß er sein Roß in die Höhe und sprengte über die Leiber der Gefallenen weiter. Wie ein feuriger Dämon glühte die Luft um ihn, während die eiserne Sturzwoge schnaubend durch das Aehrenfeld stob.

Jetzt lag die flammende Hölle wieder vor ihm. Die leuchtenden Rösser bäumten sich auf, mörderische Salven frachten, schrill klangen Säbel und Bajonett aneinander.

Eine Lücke klappte auf; gleich einer dem Einsturze drohenden Mauer wankte die Flanke des Karrees.

„Sieg!“ heulte es, „Sieg!“ und hundert Ballasche hieben tausend ein. Die Bajonette wurden niedergeschlagen, Pistolen und Karabiner frachten und stürmischer Siegesrausch jagte Milhauds Reiter durch die Bresche des gesprengten Karrees.

Was war das? Hatte ihm jemand einen Stoß gegeben?

In weitem Bogen glaupte Renaud durch die Luft zu fliegen. Eine wonnige Empfindung durchdrückte ihn, eine kurze, beseligende Freude, überschwellend von Kraft und Glück.

Aber jetzt wandelte sich die Luft in ein Meer von wogenden Farben. Blau, rot und grün flackerte es vor seinen Augen, und wie ein Felsblock schmettete etwas gegen seine Brust.

Er achtete es nicht im Taumel, der ihn erfüllte. Das waren ja lauter Briten, die da neben ihm durch die Luft flogen, zurück in ihre See, wie es der Kaiser gewollt: „Vive l'Empereur!“

Das war sein letztes. Die heisere, wie ein Todeschrei klingende Stimme erstarb.

Taumelnd griffen seine Arme in die Luft. Das Schwert entfiel seiner Rechten.

Und der Reiter stürzte ihm nach. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Feldbrief-Einlage an unsere tapferen Krieger. Man lege nie eine Nummer unbenutzt bei Seite.